

## Zur Eröffnung des Volkskundemuseums in Graz<sup>1</sup>

*Barbara Frischmuth*

Wenn ein Museum wie das Volkskundemuseum in Graz nach fünfzehn Jahren wiedereröffnet wird, ist es Zeit, sich zu fragen, welche Lücke da geschlossen werden soll, und ob es – provokant gefragt – überhaupt eine Lücke gegeben hat oder bloß kostbare Dinge, die man nicht im Depot verkommen lassen wollte.

Ich selbst habe dieses Museum vor mehr als vierzig Jahren, als ich in Graz lebte, besucht, und wenn ich ehrlich bin, kann ich mich bewußt vor allem an jene hl. Kummernus erinnern, die bärtige Jungfrau, die mittlerweile zu ihren Leihgebern zurückgekehrt ist. Wohingegen die anderen Schauobjekte, ob sie mich damals mehr interessierten, wie die Tschatsch- und Fraisenketten, die Votivbilder und Schädelkreise oder weniger, wie die Trachtensammlung, in meinem Gedächtnis mit anderen Gegenständen aus anderen Sammlungen zu einem Fundus verschmolzen sind, der sich in meinem Bewußtsein als ein Gesamtes der steirischen Volks- und Alltagskultur eingemistet hat. Ein Gesamtes der Art, das mich einzelne Gegenstände, selbst in anderen Zusammenhängen als den musealen, wiedererkennen läßt. Und das ist doch schon etwas.

Clifford Geertz, einer der Direktoren des Institute of Advanced Study in Princeton, sagt über seinesgleichen: „Ethnographie ist das, was die Praktiker tun.“ Und das trifft nicht nur auf die Ethnologen im allgemeinen zu, sondern auch auf die Volkskundler im besonderen, die sich geradezu programmatisch mit der Sammlung, Beschreibung und Darbietung der Dinge des täglichen Lebens, der Alltagskultur eben, befassen, ob mit denen vorindustrieller Ausprägung wie es im museumseigenen Begleittext zu den Exponaten der Schausammlung heißt, oder denen des industriellen bzw. des elektronischen Zeitalters, das vor allem in der Art und Weise der Präsentation gegenwärtig ist.

---

<sup>1</sup> Dieser Text wurde anlässlich der festlichen Wiedereröffnung des Volkskundemuseums in Graz am 16. Mai 2003 von der Autorin vorgetragen.

Was aber bedeutet diese Alltagskultur, auf die sich auch das wiedereröffnete Museum beruft und die einerseits analysiert und andererseits den Menschen nahegebracht werden soll. Ich glaube, die Formulierung von Clifford Geertz in seinem Buch 'Dichte Beschreibung' ist einigermaßen hilfreich. Ich zitiere: „*Als ineinandergreifende Systeme auslegbarer Zeichen ... ist Kultur keine Instanz, der gesellschaftliche Ereignisse, Verhaltensweisen, Institutionen oder Prozesse kausal zugeordnet werden könnten. Sie ist ein Kontext, ein Rahmen, in dem sie verständlich – nämlich dicht – beschreibbar sind.*“

Auch die Alltagskultur ist solch ein Kontext, und in diesem Rahmen sollen die Schauobjekte dieses Museums ihre Geschichten erzählen, Geschichten, aus denen Traditionen entstehen, die wiederum mit unserer steirischen, österreichischen, mitteleuropäischen und allgemein menschlichen Erkennbarkeit zu tun haben. So viel zur Lücke, die ohne das Museum denn doch spürbar ist.

Dabei kann es sich natürlich nicht mehr um *die heiligen Quellen heimatlichen Wesens und den Schutz des Volkstums*, auch nicht um *Bodenständigkeit, die echt und nicht durch fremde Einflüsse entartet ist*, handeln, wie Viktor von Geramb, der Begründer dieses Museums in seinem 1948 in dritter Auflage neu betitelten Werk ‚Sitte und Brauch in Österreich‘ (vormals ‚Deutsches Brauchtum in Österreich‘) es noch formulierte, sondern es ist diesem heutigen Museum um *eine lebendige und kritische Auseinandersetzung mit historischen und zeitgenössischen Phänomenen der Alltagskultur* zu tun. Die Neuaufstellung der Sammlung geht vom *sozialen und kulturellen Beziehungsgefüge zwischen den Menschen und den von ihnen hinterlassenen Objekten* aus und konzentriert sich dabei auf die *zentralen Lebensbereiche Wohnen, Kleiden, Brauch und Glaube*. Im Hintergrund steht dabei die Metapher vom äußeren und inneren Schutz, der einerseits vom Bauwerk, vom Haus, aber auch von der Kleidung und andererseits vom Ritus, von Brauch und Glauben gewährt wird.

Nach ganz ähnlichen Gesichtspunkten hat Ferdinand von Andrian bereits im Jahr 1905 in seinem von mir sehr geschätzten und öfter zu Recherchezwecken herangezogenen Werk ‚Die Altausseer. Ein Beitrag zur Volkskunde des Salzkammergutes‘, sein Material geordnet, von den verschiedenen Haus-, Kuchl-, Stadl- und Almhüttenformen über die Tracht hin zu Brauch und Glauben, bzw. Aberglauben. In der Sprache wesentlich moderner, will sagen heutiger, als Viktor von

Geramb, dessen Verdienste ungeschmälert bleiben sollen, kommt Andrian ohne all die Apelle zur Brauchtumpflege aus, *deren Übung rein, von jeder Verfälschung, Entartung und Verschandelung, aber auch von jeder Verzerrung und propagandistischen Ausnützung streng ferngehalten werden müßte* und bietet 'dichte Beschreibung', deren Gegenstände sich allerdings nicht mit den Kostbarkeiten des vor allem von Geramb zusammengetragenen Fundus dieses Museums messen können. Mit heutiger meine ich auch, daß Andrian sich nicht scheute, die frühe slawische Besiedlung der Steiermark, auch des Ausseerlandes, immer wieder zu berücksichtigen, ohne daß deshalb beim *Puls unseres Volkstums* gleich Rhythmusstörungen zu diagnostizieren gewesen wären.

Gerade die Volkskunde hat es immer wieder zugelassen, daß gesellschaftliche Ereignisse, Verhaltensweisen, Institutionen oder Prozesse kausal zugeordnet wurden, weniger einer Instanz, als einer bewerteten Identität (wie auch im Untertitel von Geramb's bereits erwähntem Buch 'Ein Handbuch zur Kenntnis und Pflege guter heimischer Volksbräuche' angesprochen), anstatt sie im Kontext menschlicher Bedürfnisse, der Ausübung oder des Gebrauchs zu sehen.

So liebevoll die einzelnen Exponate hergestellt wurden, wie charakteristisch sie auch für eine bestimmte Volksgruppe oder einen Landstrich sein mögen, anhand ihrer ausschließlichen Zuordnung ein Reinheitspostulat zu erstellen, ist nicht nur für heute, sondern auch für frühere Zeiten unhaltbar. Das Goldene Zeitalter, ob es nun von religiösen Fundamentalisten in der Lebensweise der Urgemeinde (sei es in Jerusalem, in Rom, in Medina) oder von national bewegten Menschen in einer *unvermischten Volkheit reinen Brauchtums* gesehen wird, ist am besten im Reich der Legende aufgehoben. Es hat nie existiert, und wenn es dennoch existiert haben sollte, dann nur in der Vielfalt, von der sich das Besondere überhaupt erst abzuheben vermochte.

Insofern ist die konkrete Beschäftigung mit der Alltagskultur das beste Mittel gegen die Ideologisierung dessen, was man früher Volkskultur genannt hat. Ein Beispiel: Als ich in den Jahren 1963/64 an der Universität Debrecen studierte, trieb ich mich häufig bei den Volkskundlern in der Abteilung von Prof. Béla Gunda herum, obwohl ich eigentlich Philologie studierte. Aber das Volkskundeinstitut gewährte einer Reihe von dissidenten Schriftstellern, Philosophen und Malern Unterschlupf, die aus politischen Gründen nicht studieren durften,

was sie studieren wollten, sondern nur, was ihnen zugeteilt wurde, und das war nun einmal die randständige Volkskunde. Daher war die Volkskunde in Debrecen das bei weitem interessanteste Institut. Auch machten wir eine Reihe von Ausflügen in die ungarische Tiefebene sowie in die Weingebiete Ostungarns, um Gegenstände von volkskundlicher Relevanz zu *sammeln*.

Einer der Assistenten von Prof. Gunda lud mich bei einer solchen Gelegenheit ins Haus seiner Eltern, keinesfalls wohlhabender Bauern ein, um mir zu zeigen, wie diese Menschen unter vollkommen anderen Bedingungen als in den Alpen, aus denen ich kam, lebten.

Das Haus war ein wenig heruntergekommen (es herrschte Baustoffmangel in jenen Jahren) und ich erinnere mich noch, daß es gemauert war. Was mir aber unauslöschlich im Gedächtnis blieb, waren die Ähnlichkeiten: Auf den Schlafzimerkästen drängten sich, wie im Salzkammergut oder sonst in der Steiermark, die Marmeladen- und Einweckgläser (in den Schlafzimmern wurde damals weder diesseits noch jenseits des Eisernen Vorhangs geheizt) und auf dem dreieckigen, in die Wand eingelassenen Brett über der Sitzbank beim Eßtisch, dem ehemaligen Herrgottswinkel, stand das Radio, wie in den meisten ländlichen Wohnküchen, die ich kannte.

Natürlich ist ein Museum etwas anderes als ein wirkliches Haus, auch wenn es ursprünglich wie die wunderbare Rauchstube, die Sie anschließend in Augenschein nehmen können, aus dem wirklichen Leben stammt. Allein die Tatsache, daß sie dem täglichen Gebrauch entzogen ist und eventuelle Spuren eines Gebrauchs im Museum zu ihrem Schutz und Erhalt sogleich getilgt werden würden, hebt sie auf eine andere Ebene, nämlich die der *Volkskunst*.

Wie die Einrichtungen in den besseren Design-Zeitschriften, die Innenarchitekten für bestimmte Menschen entworfen haben, meistens so *arrangiert sind*, daß man gerne in ihnen wohnen möchte, jedoch das Arrangement, sobald man in ihnen wohnt, zerstört, gehört auch jene Rauchstube zum Museumskonzept und nicht mehr in einen Lebenszusammenhang.

Dennoch ist es keine rekonstruierte Rauchstube, sondern eine bestimmte, die zwar in großen Teilen so aussieht, wie die meisten weststeirischen Rauchstuben zu ihrer Zeit ausgesehen haben mögen, ohne deswegen die Rauchstube *schlechthin* zu sein, die *goldene Rauchstube* sozusagen, die jede andere, ein wenig von ihr abweichende Rauchstube der mangelnden Echtheit zeihen dürfte.

Ähnlich verhält es sich auch bei den Trachten. Ich plädiere übrigens für den Vorschlag des inzwischen verstorbenen Franz C. Lipp, die Tracht wie die Einheimischen es tun, G'wand zu nennen. Das nimmt der Sache ein wenig von der dem G'wand als Tracht aufgesetzten Weltanschauung und führt sie wieder dem alltäglichen Gebrauch zu. Denn ein G'wand zieht man an, sobald man aus dem Bett steigt.

Da ich aus einer Gegend stamme, die als Trachten- und Brauchtumsinsel ebenso berühmt wie berüchtigt ist, bin ich zeitlebens mit dem Thema *Tracht* konfrontiert gewesen. Und es ist tatsächlich so, daß all die Wiener- und Grazerseer, wie die Dauerurlauber genannt werden, die sich vor allem beim Altausseer Kirtag *trachtig* herausputzen, nicht immer nur die Kleidsamkeit im Sinn haben, wohingegen viele Einheimische und Zweheimische einfach ihren *Kittl* oder ihr *G'wand* anziehen, weil sie damit in dieser Gegend immer richtig angezogen sind.

Daß Dirndl, Lederhose und Gamsrock gerade im Ausseerland als Festtags- aber auch als Alltagskleidung so hartnäckig überlebt haben, ist nicht nur auf das Konto von Ausseer Traditionalisten gutzuschreiben (auch wenn ich Großmütter kenne, die das Taschengeld ihrer Enkel erhöhen, wenn die ihr Steirerg'wand tragen), sondern nicht zuletzt auf das des G'wand tragenden Adels und – seit der Jahrhundertwende – auch auf das wohlhabender jüdischer Sommergäste, die sich ebenfalls ein Ausseer G'wand schneidern ließen und es mit Begeisterung trugen. Manche von ihnen sogar noch nach dem Zweiten Weltkrieg und aus der Überzeugung heraus, daß man sich von den Nazis nicht auch das noch nehmen lassen dürfe. Ich erinnere mich noch gut an die Schrankkoffer der 1938 aus Österreich vertriebenen Familie Stein, von da an wohnhaft in Boston, die ihr Sommerg'wand auf dem Dachboden im Hotel meines Onkels überwinterte. Und gerade weil der Adel und die jüdischen Sommergäste dieses G'wand so schätzten, stieg es wohl auch nachhaltig in der Wertschätzung der Einheimischen.

Aber auch beim G'wand gilt, daß es die Tracht aller Trachten nicht gibt. Selbst die Aufstellung der originalen 42 Figurinen in den von Geramb so bezeichneten *Urtrachten*, die als Beweis für eine Art von Regelmäßigkeit gesammelt wurden, bestehen aus einer Anzahl von Varianten, die sich in einen Rahmen fügten, der jedoch genügend Spielraum für die verschiedensten Ausformungen ließ.

Schon ein Blick in die Bücher von Andrian, Mautner, Lipp usw. zeigt, wie wenig sakrosankt Schmitte und Stoffe, von der Länge der

Rocksäume ganz zu schweigen, aber auch das Erscheinungsbild insgesamt, waren und wie sehr die jeweils vorherrschende Mode ihren Einfluß geltend machte.

Kleidsam war das Steirerg'wand immer und allemal und das sowohl hinsichtlich des Gebrauchs als auch im ästhetischen Sinn. Das räumte auch die berühmte englische Modeschöpferin Vivienne Westwood ein, als sie vor zwei Jahren an einem Trachtensymposium des Forums Aussee teilnahm. Wobei es ihr vor allem um die alte Handwerkskunst und das gute Gefühl beim Tragen von meisterlich gefertigter traditioneller Kleidung geht. Denn, wie sie sagt: „Wer Tradition negiert, verliert sein Fundament. Handwerkskunst ist etwas Überliefertes, letztlich entstanden durch ununterbrochenes Lernen. Das gilt natürlich auch für mich. Vor fünf Jahren wäre ich nicht in der Lage gewesen, die Kleidung zu machen, die ich heute produziere.“ Es ist anzunehmen, daß auch Erwägungen dieser Art hinter der neuerlichen, und zwar der kompletten Aufstellung dieser Trachtensammlung von Seiten der Museumsleitung stehen.

Bei dieser Gelegenheit gebe ich gerne zu, daß ich das G'wand ebenfalls, und zwar in dreifacher Ausfertigung, in meinem Kleiderschrank hängen habe und gelegentlich trage. Erstens weil es einen vieler Kleidersorgen enthebt; man kann in Aussee tatsächlich darin überall und zu jedem Anlaß hingehen. Und zweitens weil es *putzt*, wie die Einheimischen sagen, was eben heißt, daß es kleidsam ist und so manchen Figurmangel gnädig verdeckt. Drittens aber entspricht es dem wechselhaften Klima am besten, sei es mit oder ohne Bluse, Jacke, Spenzer, Janker, Unterrock, dicken oder dünnen Strümpfen, Stutzen usw.

Allerdings vermeide ich es, mein G'wand auch anderswo zu tragen, denn dann würde es mir als forciertes Merkmal einer Identität erscheinen, die ich am allerwenigsten an meiner Kleidung festmachen wollte. Auch kann eine Identität, die sich in Kleidung ausdrückt, nur eine partielle sein, selbst wenn sie meist als *pars pro toto* beurteilt wird. Und das ist schade, lenkt dieses Urteil doch den Blick von all den anderen Identitäten ab, denen wir ebenfalls verpflichtet sind.

Was aber all jene, die beim Tragen der Tracht vor allem den Stolz auf die Heimat verspüren, außer acht lassen, ist, daß gerade der Stolz auf etwas, für das man nichts kann, einen erst recht dazu verpflichten würde, sich auch auf das einzulassen, worauf man keineswegs stolz zu sein hat, ob man persönlich dafür kann oder nicht.

Wie schon angedeutet, ist der dritte und letzte Bereich des Museums dem *inneren Schutz*, dem Wohlergehen der Seele zu Leb- und Sterbenszeiten zugeordnet, eben Brauch und Glauben, die meist mit der Beschwichtigung überirdischer oder zumindest nicht mehr ganz irdischer Kräfte zu tun haben. Es ist offenkundig, daß in Situationen größten menschlichen Gefordertseins wie bei Geburt, Verehelichung, Tod am häufigsten erbeten aber auch zu besänftigen versucht wird, sei es durch rituelle Handlungen, mit Liedtexten oder durch magische Gegenstände.

Als Schaustücke sind vor allem jene als Abwehrzauber verwendeten Tschatschketten oder die aus Natternwirbeln gefädelten Fraisenketten, die tönernen Zahnräucherbecher, aber auch die naive Malerei der Motivbilder, die Schädelkreise und Totenbriefe sowie die mit größter Kunstfertigkeit gesteckten Totenkronen der aufmerksamen Betrachtung wert. Es ist faszinierend, wie gerade bei den Dingen des Todes eine gewisse Drastik vorherrscht, während bei denen des Lebens und der Liebe der Mangel an Sentimentalität und der Sinn fürs Realistische auffällt. Was z.B. an den G'stanzln deutlich wird, die sich ohnehin nie ein Blatt vor den Mund nehmen:

Gigáti, gagáti,  
Rabmfalschi Welt,  
Koa steirisch Mensch mag i nid,  
Hat ja koa Geld.

Daß es bei den Bräuchen, vor allem bei den populäreren wie z.B. den Faschingsbräuchen, nicht immer nur um die Vertreibung böser Geister oder ähnlich heldenhafte Ansinnen geht, sondern auch ums pure Vergnügen, erhellt schon daraus, daß die Lust an der Maske wahrscheinlich so alt wie die Menschheit ist oder zumindest so alt wie jene Menschen, die als erste ihre Gesichter mit dem Anbringen von kleinen Narben oder dem Auftragen von Farbe bewußt verändert haben. Diese Lust an der Maske hat in manchen Gegenden zu großem Aufwand – und das nicht nur bei den Begüterten – geführt, aber auch zu einer Reihe von Liedtexten, die für die Entschlossenheit, sich zu verlustieren, beredtes Zeugnis ablegen.

Lassen Sie auch mich nun mit einem solchen Text auf einen Aspekt dieses Museums hinweisen, den Sie sich nicht entgehen lassen sollten, nämlich der Augenlust zu frönen und sich von den einzelnen Exponaten inspirieren zu lassen. Vielleicht bringen sie Sie auf neue

Ideen der Gestaltung im Sinne von Vivienne Westwood oder Sie sehen Dinge Ihres persönlichen Gebrauchs mit einem Mal anders, eingebettet in eine lange Geschichte, an der Sie als Nutzer oder Nutzerin unbewußt mitgewirkt haben und noch immer mitwirken.

In diesem Sinne, sei Ihnen eine Bestandsaufnahme des irdischen Treibens mit auf den Weg gegeben, die im Volk, von dem dieses Museum ja erzählt, immer geläufig geblieben ist, auch wenn die Faschingszeit für dieses Frühjahr schon vorbei ist:

Heut ist der Faschingtag  
Heut sauf i, was i mag.  
Morgen mach i's Testament,  
s'Göld hat an End.